

III.

Deutschlands Rettung

und

Sachsens Befreyung

durch die

Schlacht bey Leipzig

im October 1813,

in einer ausführlichen, treuen, historischen Darstellung

von einem Augenzeugen.

Deutsches Reich

1814

Vertrag

1814

zwischen

dem Kaiser

von Österreich

und dem Kaiser

von Frankreich

Keine deutsche Stadt hat solche merkwürdige Schlachtfelder in ihrer Nähe aufzuweisen, als Leipzig. Breitenfeld und Lützen werden in der Geschichte Germaniens stets unvergeßliche Nahmen bleiben, und in den Ebenen derselben sanken die Vorberer zweyer der berühmtesten Feldherren, Tillys und Wallensteins. Länger als ein Jahrhundert schien es, als ob den Boden, den das Blut des erhabenen schwedischen Helden gleichsam geheiligt hatte, Menschenblut nie wieder tranken sollte. Da kam ein fremdes Volk, das es mit den Deutschen nie ehrlich gemeint hat, um diese fruchtbaren Gefilde mit großer Heeresmacht zu überziehen, und einem Feldherren entgegen zu treten, dem die Geschichte nur wenige an die Seite zu setzen hat. Sie fand ihn bey Rossbach mit seiner Kleinen aber eisernen Schaar. Sie war im eigentlichen Sinne nicht im Stande, ihren Anblick zu ertragen. Der Einzige Friederich bedurfte kaum einiger Stunden Zeit, um sie so zu vernich-

ten, daß sie den Schimpf ihrer beyspiellosen Niederlage kaum in einem halben Jahrhunderte abwaschen konnte.

Ein neuer Sturm traf Deutschland, und machte auch Sachsen zum Schauplatz der Verheerung und Raubsucht jenes Volkes, welches sich für die gerechte Verachtung aller Deutschen auf eine Art entschädigte, die Elend und Trauer über Alt und Jung, Vornehm und Gering brachte. Unsonst war die furchtbare Warnung, die ein höherer Richter den leichtsinnigen Frevlern in dem weiten Rußland gegeben hatte. Sie glaubten selbst dem Himmel Hohn sprechen zu können. Neue Horden kamen über den Rhein, um sich von dem Blut und Schweiß der fleißigen Deutschen zu mästen. Der schwer gezüchtigte Eroberer eröffnete seine neue Laufbahn auf denselben Ebenen, wo der Retter Deutschlands, Gustav Adolph, die seinige so glorreich geendet hatte, um das Werk der Unterjochung von neuem zu beginnen. Ein zweydeutiger Sieg, den man ihm weislich einräumte, schwellte seinen Stolz wie ein süßes aber bössartiges Gift. Er gedachte nicht mehr des drohenden Gespenstes, das ihm an der Berezyna erschienen war. Ein trügerischer Wahn hatte eine dicke Binde auf seine Augen gelegt, bürnend schien Gustav Adolphs

Weßl seinem Heere zu folgen, um Zeuge seiner ge-
 wissen endlichen Vernichtung zu seyn. Auch bey
 B a u g e n behielt er das Feld, aber hier war auch
 das Ziel seines Ruhmes gesteckt. Schon wohnt er
 sich jenseit der Weichsel und des Niemens, als sich
 das furchtbare Gemitter immer kälter über seinem
 Haupte zusammenzog. Die mächtigsten Edeln Eu-
 ropas traten zu einem festen Bunde zusammen, um
 der verheerenden Fluth einen Damm zu setzen. Ih-
 re Sache war gerecht und heilig, ihre Kraft groß.
 Seit diesem Verein leuchtete ihm sein Glückstern
 nicht wieder, aber er achtete dessen nicht. Er meinte
 noch Sieger zu seyn, da er schon völlig geschlagen
 war. Der geglückte Versuch, seine Gegner von
 Dresden abzuhalten, war eine reine Niederlage
 für ihn. Er stößte ihm ein schädliches Vertrauen
 ein, und sein halsstarriger Wille beschloß, hier den
 großen Proceß auszumachen, der schon längst für
 ihn verloren war. Statt Sachsen völlig zu räu-
 men, da ihm überall feindliche Heere vorauszuweilen
 anfangen, um ihm alle Straßen und Wege abzu-
 schneiden, und sich ihm von allen Seiten entgegen
 zu werfen, behauptete er sich in den Umgebungen
 von Dresden, die sein gefräßiges Heer bald rein
 auskehrte. Die vielen mißlungenen Versuche, sich
 rechts und links und im Rücken Wege zu öffnen,

hätten hinlänglichen Grund geben sollen, sie aufzugeben, und ihn zu belehren, daß Sachsen früher oder später sein Grab werden müsse, da es nur eine schmale Zunge für seine Operationen war. Er sahe einen Heerhaufen, den er ausschickte, nach dem andern geschlagen, vernichtet und seine Kräfte täglich schwinden; er sahe, daß er ganz andere Feinde vor sich hatte, als er glaubte; er sahe den furchtbarsten aller seiner Gegner, — den Hunger, — kommen, und in seinen Lägern aufräumen; aber er achtete alles dieß nicht. Seine so hoch gerühmte Combinationsgabe scheint ihn, wie die Folge bewies, ganz verlassen zu haben, oder er hat die schrecklichste Absicht gehabt, seine Gegner zu packen, und sie zugleich in den Abgrund zu ziehen, den er vor sich geöffnet sahe. Er scheint zwey köstliche Monate, den August und September, bloß darum so kläglich hingebracht zu haben, um sich mit jedem Tage mehr zu überzeugen, daß seine Armee, das Schrecken von Europa, völlig herabgesunken war, — die Soldaten liefen täglich zu Tausenden davon, — und daß sie in dem fruchtreichen Sachsen eben so gut verhungern konnte, als in Rußland. Die Zahl seiner Gegner vermehrte sich stündlich, in ihren Planen reifte immer mehr Übereinstimmung, und eine unermessliche Menge Kräfte blieb

ihnen als ein schöner Nothpfechtig für jeden unvorhergesehenen Unfall übrig. Sie hüteten sich sorgfältig vor jeder Uebereilung, und wußten was sie thaten. Je später seine Stunde schlug, desto größer war das Verderben, das ihn treffen mußte.

Zu spät sah endlich Napoleon ein, daß der entflohene Augenblick durch keine Schätze in der Welt wieder zurückzubringen sey. Zum letzten Mahle hatte ihm sein Schutzgeist in Prag gewinkt. Er versäumte den goldenen Zeitpunkt, weil er seinen abgesagtesten Feind, den Frieden, herbeizuführen drohete; er mußte diesen Fehler mit dem Verlust seines Heeres und seines Ruhmes bezahlen, der ihm schwerlich in seinem alten Glanze wieder zu Theil werden wird.

Napoleon sah das, was ihm schon lange klar vor Augen liegen mußte, daß nämlich bey Dresden, wo man ihm immer enger einklammerte, kein Heil für ihm zu erwarten sey, erst zu Anfange des Octobers ein. Am 5. brach er also mit der ganzen Armee auf, und marschirte, nachdem er ein starkes Heer unter dem Marschall St. Cyr in Dresden zurückgelassen hatte, auf der großen Hauptstraße, jedoch mit unterbrochenen Seitenbewegungen, nach Leipzig zu. Als er an die Mulde kam, machte er Halt, um zu überlegen, welchen Plan

er nun eigentlich wählen sollte. Seine Lage war schon jetzt äußerst bedenklich. Überall war er von wachsamem Feinden umgeben, die das Kriegshandwerk verstanden. Sie durch künstliche Bewegungen zu täuschen, war nicht leicht möglich, in ihrem Hauptplane konnten sie nicht mehr irre gemacht werden. Indessen versuchte man es französischer Seite, um zu sehen, wie viel sich vielleicht damit ausrichten ließe, wenigstens mußte man alles anwenden, um die Vereinigung aller verbündeten Heere zu verhindern. Die Armee des Marschalls Blücher und York war von Schlesien aus auf dem rechten Elbuser marschirt, und bis in die Gegend von Wittenberg gekommen. Sie schlug bey Wartenburg, wo die sogenannte schwarze Elster in die Elbe fällt, Brücken, und ging plötzlich auf das linke Elbuser über. Der Marschall Ney hatte sich mit seinem geschlagenen Heere bereits zurück, auf die Hauptarmee, in die Gegend von Eilenburg gezogen, und nur den General Vertrand, wie es schien, zur Beobachtung zurückgelassen. Es war am 3. October, als Blücher übersekte. Der französische Heerführer wagte es, ihn aufhalten zu wollen, er wurde sogleich angegriffen, geschlagen, und mit einem Verlust von einem großen Theile seines Geschützes und einer Menge Ge-

fangener in die Flucht gejagt. Der preußische Feldherr richtete seinen Marsch nach der Untermulde, um sich dem Kronprinzen von Schweden zu nähern, der bey Rosslau übergesetzt war. Die Corps der Generale Winzingerode, Bülow und Tauenzien hatten dieses bey Acken gethan, und so waren eine Menge Heeresmassen im Begriff sich zu vereinigen, die dem französischen Oberfeldherrn allein schon fürchtbar genug seyn mußten. Diese Vereinigung mußte er durchaus zu verhindern suchen. Nur wenig Zeit war zu verlieren, da die große böhmische Hauptarmee über Freyberg und Chemnitz im Anzuge, und bereits bis Altenburg vorgedrungen war. Der Plan, daß sich alle Verbündete in der Gegend von Leipzig vereinigen würden, war nicht mehr zweifelhaft. Zu spät suchte man es zu vereiteln. Die französische Armee hatte nach und nach alle ihre Corps, bis auf das Et. Cyrsche an sich gezogen, ohne eine andere Hoffnung zu haben, als im günstigsten Falle sich mit ungeheuerem Verlust durchzuschlagen, im ungünstigen vernichtet zu werden. Jetzt versuchte Napoleon durch einen plötzlichen Marsch an die Elbe bey Wittenberg zu kommen, dort die Übergangsbrücken überall zu zerstören, und die nördliche und schlesische Armee zu zwingen, umzukehren, um Berlin

zu decken. Diese Absicht schlug gänzlich fehl, man wußte zu gut, daß man der französischen Armee überall Schach biethen konnte, man beharrte daher bey dem Plane der Vereinigung. Statt daß Blücher umkehren sollte, ging er vielmehr auf das linke Muldenufer. Man hatte sich mit Übermacht auf die schlesische Armee werfen, sie zersprengen und verhindern wollen, Wartenburg wieder zu erreichen. Der preussische Feldherr durchschaute dieses Manöver sogleich, ließ das feindliche Heer auf Düben, Dessau und Wittenberg marschiren, und ging gerade auf Halle los, wo er sich mit der Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden vereinigte. Diesen kühnen Marsch hatte Napoleon nicht erwartet, noch zögerte er einige Zeit an der Elbe, in der Hoffnung, daß er durch seine drohende Stellung die Heere von Blücher und dem Kronprinzen nach der Elbe zurücknöthigen würde, um dann mit seiner ganzen Macht der großen böhmischen Armee entgegen gehen, und dieser eine Schlacht zu liefern. Die Beobachtungscorps, die man unter dem General Thümen und Lauenzen bey Dessau und Wittenberg zurückgelassen hatte, wurden angegriffen, und zogen sich ihrer Ordre gemäß, sogleich über die Elbe zurück; man sah leicht ein, daß es Napoleon kein Ernst seyn

Konnte, etwas Wesentliches auf dem rechten Elb-
ufer zu unternehmen, indem seine ganze Aufmerk-
samkeit auf die feindlichen Hauptarmeen und ihre
Vereinigung, der sie immer näher rückten, gerich-
tet bleiben mußte.

Da ihm sein Trennungsplan an der Elbe miß-
lungen war, so kehrte er schnell um, marschirte
auf Düben und Leipzig los, wo er seine ganze Ar-
mee zu concentriren beschloß. Die letztere Stadt
mußte ihm aus sehr vielen Gründen sehr wichtig
seyn, weil er hier noch Hoffnung hatte, die Ver-
bindung wenigstens zwischen der Blücherschen und
Kronprinzlichen Armee mit der großen böhmischen
zu verhindern. Daß es zu einer großen Haupt-
schlacht kommen mußte, sahe er sehr wohl ein;
aber er mußte alles anwenden, daß ein Theil im
Zaum gehalten würde, während er den andern in
Masse zu schlagen gedachte. — Dieses waren die
Vorbereitungen zu der Schlacht bey Leipzig, und
so weit war es nöthig, die vorhergegangenen Um-
stände hier zu erwähnen.

Leipzig liegt gewissermaßen an einem sanften
Abhange. Die Ost- und Nordseite erhebt sich all-
mählig und fast unmerklich bis Probsthaya,
Liebertwolkwitz, Holzhausen, Wieders-
ritsch, Lindenthal und Breitenfeld. Die

Südseite hat bis Konnewitz, Dehliß, Pösnig und Markleeberg ziemlich dieselbe Höhe als die Stadt selbst. Die Umgebungen nach Westen senken sich bis in die Gegend von Lindenau rechts und links ungefähr eine Stunde weit. Der Bogen von Konnewitz bis Lindenau und weiter nach Westsüd hin umschließt ein Terrain, welches größtentheils aus sumpfigen Wiesen und Waldungen besteht, und von vielen Gewässern durchschnitten ist. Eine einzige Chaussee ist hier für Fuhrwesen zu benutzen, der Schlüssel hierzu ist Lindenau nach der Stadt. Von dieser Seite ist Leipzig von einer Armee, wenn dieses Dorf gehörig besetzt ist, gegen ernstliche Unternehmungen eines anrückenden Feindes, so lange die Hauptstraße in ihrer Gewalt ist, nicht schwer zu vertheidigen, weil große Massen durch kleine, wenn ihr Geschütz gehörig wirkt, lange aufgehalten werden können. Ein fliehendes Heer hingegen, welches aus der Stadt nach Lindenau retiriren muß, und den Feind auf dem Nacken hat, kann diese enge Passage nicht anders als mit ungeheurem Verluste zurücklegen, wenn es nicht für Seitenwege über die Gräben, Flüsse und Sümpfe durch Brücken zeitig gesorgt hat. So weit ist die Topographie von Leipzig nöthig zu wissen,

um über das, was um diese Stadt in der Folge vorging, etwas urtheilen zu können.

Seit der Aufkündigung des Waffenstillstandes war es in der Gegend nie ruhig geworden. Ein bedeutendes Streifcorps, aus Kosaken und österreichischer leichter Reiterey zusammen gesetzt, war aus Böhmen, unter dem Befehl des Russ. Kaiserl. Generallieutenants v. Thielemann bis Altenburg vorgeedrungen, und umschwärmte unaufhörlich alles, was zwischen der Saale und Mulde lag, hob Transports auf, und machte eine große Anzahl Gefangener. Es erhielt seinen Gegner beständig in Athem, und erschwerte ihm seine Communicationen. Dieser Umstand hatte für Leipzig die üble Folge, daß daselbst beständig eine starke Garnison fest gehalten wurde, deren man bey der Hauptarmee sehr benöthigt gewesen wäre, da diese durch die Niederlagen von Macdonald, Dudinot, Ney u. Wandalin eine gewaltigen Abgang gehabt hatte. Das verbündete feindliche Corps erhielt immer mehr Zuwachs, und im französischen Hauptquartier sahe man sich am Ende genöthiget, den General Lesebre Desnouettes mit einem starken Cavalsericorps nach Leipzig zu detaschiren. Dieses verschlimmerte die Lage der Stadt und der Gegend von Tage zu Tage. In Dresden war die Zahl der franz.

ken und bleffirten Soldaten schon so groß, daß sie nirgends mehr untergebracht werden konnten, auch herrschte dort schon der bitterste Mangel. Man nahm nun von allen Seiten seine Zuflucht nach Leipzig, das seine Vorräthe schon längst hatte zu der Hauptarmee nach Dresden liefern müssen. Man vermehrte die Zahl der Spitäler mit jedem Tage, und lange vor dem Monath Oct. schätzte man die Zahl der Kranken darin schon auf 16,000 Mann. Die Garnison konnte auf 9000 Mann gerechnet werden, die eine ungeheuere Menge Officiers und Employés bey sich hatte, denen es hier weit besser als bey der Armee gefiel. Man forderte bloß überall, und nahm auf nichts Rücksicht. Alles Klagen und Jammern der Einwohner und ihrer Obrigkeit half zu nichts weiter, als daß man strengere Maßregeln ergriff, und Gewalt brauchte, wo der gute Wille zum Geben nicht mehr hinreichte. Man hatte alle Magazine und Privatvorräthe geleert, und forderte demungeachtet immer noch ungestüm. Da man sich endlich völlig überzeugt hatte, daß nirgends mehr ein Korn oder Halm vorhanden war, nahm man zu den, durch die enormen Lieferungen schon längst erschöpften Dörfern seine Zuflucht, um Futter für die Pferde zu haben. Es wurde kurzweg fouragirt, das Getreide ungedroschen weggeschleppt

und verwüftet. Selbst zur Ausfaat blieb dem Landmann nichts übrig, geschweige daß er für sich und seine Haushaltung Brod und Futter behalten hätte. Um ihm den Jammer zu ersparen, sein Vieh vor Hunger sterben zu sehen, führte man es fort, schlachtete, verkaufte es, oder ließ es, wenn man zu dem einen oder andern nicht kommen konnte, stehen oder laufen. Alles dieses hatte die natürliche Folge, daß in einem weiten Umkreise eine große Theuerung und allgemeiner Mangel entstand. Man sagte den Klagenden, daß es in ganz Sachsen und in den meisten Gegenden noch weit ärger sey. Der französische Leichtsinn entschuldigte sich, wenn man ihn darauf aufmerksam machte, wie unverantwortlich unsere Beschützer handelten, damit, daß dieses für die Einwohner besser sey, als wenn es dem Feinde in die Hände fiel.

Das Elend hatte indessen bey weitem den höchsten Gipfel noch nicht erreicht. Man hatte auf dem Lande besonders, doch größten Theils Dach und Fach, Kleider, Wäsche, Betten und Hausgeräthe behalten, auch wurde noch zu einer kümmerlichen Mahlzeit Rath, da man noch mancherley Feldgewüße und Erdäpfel vorfand. Aber auch dieser kleine Reichthum sollte den Unglücklichen nicht gelassen werden. Am 10. Oct. kam das Armeecorps des

Marschalls Marmont an. Ein Theil rückte in die Stadt, der bey weitem größte bivouakirte weit und breit. Jetzt war der Glückliche und Weiseste, der seine besten Effecten, seine wenig übrig gebliebenen Vorräthe fortschaffte, Haus und Hof stehen ließ, und sich mit Weib und Kind in den tiefesten Wald, oder so weit er nur konnte, flüchtete; er behielt wenigstens etwas, und entwich den brutalen Mißhandlungen der barbarischen Unmenschen. Diese schienen die Rache des Himmels mit Gewalt reizen zu wollen, die so schwer gegen sie im Anzuge war.

Von allen Seiten waren die französische Heeresmassen nach Leipzig zu im Anmarsch. Unfehlbar mußte es in der Gegend zu einer großen Hauptschlacht kommen. Einige Tage später als Marmont, kam der König von Neapel an, der sein Hauptquartier eine halbe Stunde vor der Stadt, in Konnewitz nahm. Marschall Ney zog von Eilenburg her, und den Kaiser erwartete man von Düben. Sicherer Nachrichten zufolge hatte er die Elbe völlig aufgegeben, und es mußte jetzt seine Hauptsorge seyn, sich zwischen die schlesische und norddeutsche, und die große böhmische Armee zu stellen. Zugleich erwartete man den König von Sachsen. Die feindlichen Vorposten scharmu-

gärten schon stark von der Straße von Halle her bey Breitenfeld. Die bis jetzt angekommenen französischen Truppen blieben beständig unter den Waffen, und hatten sich nach allen Richtungen aufgestellt, Dächer, Balken, Thüren, Läden, Hausgeräthe aller Art, was nur Holz hieß, wurde weggerissen, zerschlagen und verbrannt, alles was nur einigen Werth hatte und fortgeschafft werden konnte, geraubt, alle Behältnisse erbrochen und der letzte Bissen fortgeschleppt. Das Wehklagen und Schreyen der Gekünderten reizte die Unholde, es nur noch ärger zu treiben, sie wurden verlacht, und nicht selten noch obendrein gemißhandelt. Bäume, Hecken und Zäune wurden umgehauen, zu Hütten verbraucht, oder weggeworfen. Felder, auf denen kurz vorher Kraut, Kohl und Rüben in üppiger Fülle gestanden hatten, glichen schon nach der ersten Nacht einer kahlen Lenne. Was Vieh und Menschen nicht verzehrt hatten, wurde zertreten. Weit und breit war alles aufs ekelhafteste besudelt, und schon jetzt mit todten Menschen und Pferden bedeckt.

Am 14. Mittags erschien endlich der Kaiser Napoleon, er kam mit einer Abtheilung Gardes von der Straße von Düben her. Er hielt seinen Einzug durch das Halle'sche Thor, blieb aber nicht in der

Stadt, sondern eilte sogleich zum Grimmaischen wieder hinaus. Man brachte eiligst einen Sessel und einen Tisch auf das freye Feld in der Nähe des Galgens, und zündete ein großes Wachfeuer an. Zugleich wurde eine große Landkarte aufgebreytet, in welche der Kaiser, nachdem er sich auf den Sessel niedergelassen hatte, bald sehr vertieft war. Gegen Mittag hatte eine starke Kanonade nach Liebertwolkwitz zu begonnen, und man hatte alle Ursache, an diesem merkwürdigen Jahrestage der Schlacht bey Jena eine große Hauptschlacht zu vermuthen. Man hatte sich indessen geirrt. Es war bloß das Armeecorps des östr. Grafen Kleinau, welches bis Wolkwitz vorgeedrungen war, und die starke Position, welche der Feind hier besetzt hielt, angegriffen hatte. Das Gefecht mußte sehr heftig seyn, da die Menge der Blessirten schon ziemlich bedeutend war, die in die Stadt hinkten. Der kaiserliche Oberfeldherr schien indessen dieses Gefecht wenig zu achten, und blieb bis Nachmittags um 4 Uhr in seinem Bivouak. Als man ihm meldete, daß seine sämmtlichen alten und jungen Gardes mit ihrer ganzen Cavallerie und Infanterie, die er zurückgelassen hatte, in der Stadt angekommen waren, — brach er auf, um, wie man glaubte, sich mit dieser großen Verstärkung auf das Schlachtfeld zu

begeben. Allein es sollte bloß bey einem Vorspiel bleiben, der Kaiser ging mit seinem Gefolge nur bis in die nahen Kohlgärten und nahm seine Wohnung auf einem Landgute, welches einem Kaufmann aus der Stadt gehört. Die Garden bezogen einen Vivouak rings in der Nähe, und diese waren es vorzüglich, welche die ungeheuren Verwüstungen in Gärten, Gebäuden und Feldern fast unter den Augen ihres Kaisers ohne Scheu anrichteten. Schon am Abend des 14. kam in seiner Nähe durch Verwahrlosung der Soldaten Feuer aus. Der Zug der Garden dauerte von 4 Uhr Nachmittags bis nach Mitternacht. Man erwartete am andern Morgen die Hauptschlacht.

Der 15. verging ruhig, welches jeden sehr befremdete. Wie man später erfuhr, hatte man den ganzen Tag mit Hin- und Hermarschiren und Demonstriren hingebracht. Die französische Armee concentrirte sich immer mehr, ohne daß sie ein zusammenhängendes Ganze bildete. Wie die Folge auswies, war sie in einzeln großen Massen aufgestellt, zwischen denen oft ein Zwischenraum von einer halben Stunde leer war. Die große Schlacht, welche am 16. und 18. geliefert wurde, bestand daher eigentlich, wie wir sehen werden, aus mehreren Einzelnen. Der französische Oberfeldherr hatte sei-

ner Seite die Schlachtordnung so angeordnet, daß er seine Armee von Südwest nach Osten bis Nordost in einem großen Halbkreis aufstellte. Das eigentliche Gros der Armee stand von Konnewitz bis an die Pleiße mit ihrem rechten Flügel, diesen bildeten die Pohlen bis in die Gegend von Döfen. Hier war ein Zwischenraum. Von Maisdorf, — eigentlich einem bloßen Vorwerk — erstreckte sich das Centrum nach Probsthaida bis Zuckelhause, der linke Flügel zog sich von Paunsdorf vor Schönefeld bis in die Gegend von Mockau. Um die Straße von Halle und Döben zu beobachten, war die Armee des Marschalls Marmont von Wiederitzsch bis Lindenthal und Breitenfeld postirt und befand sich also zwischen Leipzig und Kleuditz. Der Posten von Lindenau wurde ebenfalls stark besetzt, um gegen einen Angriff von Lützen und Merseburg her auf der Hut zu seyn. — Als Punkte, welche den französischen Schlachtcolonnen vor ihrer Fronte von Wichtigkeit waren, hatte man Holzhausen, Liebertwolkwitz und Wachau besonders stark besetzt, um den Feind aufzuhalten und sich von seiner Stärke zu unterrichten. Die französische Armee bildete mehr Colonnen als Linien. Sie hatte überall große Reserven, die nach der Stadt

zu standen. Die stärksten Massen hatte man zwischen Maisdorf und Probsthaida aufgestellt, welche einen Haken bildeten. 64 Bataillons Gardes waren dort in einer tiefen Colonne aufmarschirt, um sich sogleich deployiren und dahin begeben zu können, wo ihre Gegenwart nöthig seyn konnte. Hier commandirte der Kaiser persönlich. Für die Allirten waren zwey Angriffswege vorhanden, Wolkwitz und Wachau zu nehmen und auf Probsthaida los zu stürmen, um die französische Mitte zu durchbrechen, oder sich der äußersten Dörfer, auf dem linken Flügel Schönefeld, auf dem rechten Konnewitz, zu bemächtigen. Dadurch bekam man die Schlüssel zu der ganzen französischen Stellung in die Hände, und dadurch konnte die Schlacht allein gewonnen werden. — Die Stärke der gesammten französischen Armee schätzt man auf 150,000 Mann mit einer ungeheuern Artillerie. Kenner versichern, daß ihr Schlachtplan selbst nichts weniger als fehlerhaft gewesen sey, so wenig die vorhergehenden Bewegungen, strategisch genommen, ihren Beyfall haben. So viel wird hinreichend seyn, um nun den beygefügtten Plan etwas zu verstehen. Über den Marsch der verbündeten Heere ist bereits das Nöthige gesagt. Französischer Seits scheint man über ihre Bewegungen

ungewiß gewesen zu seyn, weil man, wie die Bewohner Leipzigs durch Fernröhre von den Thürmen deutlich bemerken konnten, sehr oft in den Stellungen große Veränderungen vornahm. Der Feind scheint immer Meister seiner Bewegungen gewesen zu seyn, und die seiner Gegner von denselben abhängig gemacht zu haben. Auf mehreren Puncten scheint er diese bloß beschäftigen zu wollen, um seine Massen so viel als möglich auseinander zu dehnen.

Die Schlacht begann am 16. bey Konnewitz auf dem rechten französischen Flügel, um 9 Uhr des Morgens. Bald verbreitete sie sich über die ganzen Schlachtlinien bis Wolkwitz. Lauriston griff mit dem 5., der Fürst Poniatowsky mit einer polnisch-französischen Armee, der Marschall Macdonald mit drey Divisionen, Dudinot mit zwey Divisionen und der General Drouot mit 150 Kanonen, das Centrum der Verbündeten und ihren linken Flügel wüthend an. Diese hielten alle Angriffe mit einer Kaltblütigkeit aus, die ihre Gegner in Erstaunen setzte. Die Dörfer Liebertswolkwitz und Dohls wurden mehrmahl genommen und verloren. Der Feind setzte mehrere große Angriffscolonnen vergebens in Bewegung, er scheiterte an den eisernen Massen, auf die er traf. Hier commandirten die Feldherrn, — der

russische General der Cavallerie Graf v. Wittgenstein, der preussische Generallieutenant v. Kleist und der österreichische General der Cavallerie, Graf Klenau. Mehrere glänzende Angriffe ihrer vortrefflichen Reiterey hatten den glücklichsten Erfolg, und richteten dem Feinde eine große Unordnung an. Besonders zeichnete sich der österreichische General v. Mostig aus, der auf große Cavalleriemassen und Infanterie Quarrées einhauen ließ und sie zersprengte. F. M. L. Bianchy wendete das Geschütz so zweckmäßig an, daß der Feind völlig zurück geschlagen wurde und 8 Stück verlor. Früher schon hatte der Generallieutenant von Kleist 5 Kanonen genommen. Der Feind hatte sich bis Eröbern vorgewagt, er wurde angegriffen, und in wilder Flucht zurück geworfen. Um 9 Uhr Vormittags wüthete der Kanonendonner auf allen Puncten von Konnewitz bis Paunsdorf, also auf einem Halbzirkel von zwey Stunden. Die Bewohner Leipzigs konnten einen großen Theil des Schlachtfeldes von den höchsten Häusern und Thürmen mit Fernröhren übersehen. Der Fürst Schwarzenberg befahl nun eine allgemeine Vorrückung, um sich des Dorfes Bachau und der dortigen ganzen Fläche zu bemächtigen. Der Feind kannte die Wichtigkeit dieses Postens, und vertheidigte ihn mit Löwenmuth. Er wurde indessen erstürmt, und

die Russen hatten besonders Gelegenheit sich, hier auszuzeichnen. Zu gleicher Zeit wurde Holzhausen und Liebertwolkwitz angegriffen. Das letztere wurde von dem Regimente Erzherzog Carl mit dem Bajonett genommen, wieder verloren und endlich behauptet. Der Kaiser Napoleon ließ jetzt die in geschlossener Colonne bey Probsthaida aufgestellte Garde deployiren und rechts und links nach jenen Gegenden vorrücken, um den Feind zu überflügeln und abzuschneiden. Die verbündeten Feldherren waren auf dieses Manöver gefaßt. Sie ließen ihre Massen fast zwey Stunden weit zurück gehen, in der Überzeugung, daß der Feind von selbst zurück gehen würde, da er in Gefahr kommen mußte, abgeschnitten zu werden. — Dieses augenblickliche Retiriren brachte jenen indessen auf die Meinung, daß der Sieg bereits errungen und die Schlacht für ihn gewonnen sey. Es gingen sogleich Eilbothen vom Schlachtfelde in die Stadt, dieses frohe Ereigniß dem König von Sachsen bekannt zu machen. *La bataille est gagnée*, schallte es von allen Seiten. Man habe, hieß es, 30,000 Mann mit 70 Kanonen und selbst einen östereichischen Prinzen, den Erzherzog Ferdinand — der sich gar nicht bey der Armee befand — gefangen. Wir konnten uns sehr bald überzeugen, wie weit es mit dies-

fer Siegesnachricht her war. Hinter Lindenau hatte bereits die Kanonade am Vormittage angefangen. Sie dauerte bis gegen 12 Uhr Mittags. Es war die Armeeabtheilung, welche von dem F. M. L. Grafen Sulyay commandirt wurde. Sie drang von Ischoher und Kaschwitz vor, und suchte sich des Dorfes zu bemächtigen, welches sehr hartnäckig vertheidigt wurde. Man sah es überhaupt, daß der Plan der Combinirten dahin ging, die feindlichen Massen so sehr zu zertheilen und auseinander zu ziehen, als möglich.

Während in der Stadt der Siegesjubel rauschte, Kriegerische Musik auf dem Markte ertönte und alle Glocken geläutet wurden, begann der Kanonendonner auch auf der Nordseite der Stadt, wo es bis jetzt ruhig geblieben war. Die Armee des Feldmarschalls Blücher war eben von Halle her auf dem Schlachtfelde bey Breitenfeld, fast in derselben Gegend angekommen, wo der berühmte Dilly aufs Haupt geschlagen wurde. So weit man von den Thürmen dorthin das Fernrohr richtete, sah man unermessliche Linien, die sich beständig noch vermehrten, und in Schlachtordnung stellten. Der Marschall Marmont stand diesem Heere mit drey französischen Armee-corps entgegen. Jetzt wüthete die ungeheure Schlacht in der Entfernung

einer Stunde rings um die ganze Stadt herum. Gerade in der Gegend, wo der große Sieg sollte erfochten seyn, schien sie am heftigsten. Die Verbündeten, welche von Wolkwitz bis fast nach Naunhof zurück gegangen waren, hatten die Franzosen nicht lange in Ungewißheit gelassen. Sie drangen ungestümer wieder vor, und die Früchte des vermeinten Sieges waren bald wieder verloren. So war also im Centrum der französischen Armee nicht allein nichts ausgerichtet, sondern es wurde selbst heftig gedrängt, da die Verbündeten große Colonnen ihrer unermesslichen und vortreflichen Cavallerie durch die Öffnungen, welche zwischen den französischen Massen, zwischen Konnewitz und Probsthaida zu, hatten gelassen werden müssen, schnell vorrücken ließen und den Rücken bedrohten. Der Andrang der feindlichen Massen war auf allen Seiten so groß, daß man sich nirgends schwächen und eine Verstärkung auf die am meisten gedrängten Gegenden abschicken konnte. Der Fürst Poniatowsky, welcher seine Pohlen auf dem rechten Flügel commandirte, hatte es mit einem großen Theile der Macht des Fürsten Schwarzenberg zu thun. Er strengte sich eben so an, seine wichtige Stellung, welche gewisser Maßen der Schlüssel zur ganzen Armee war, zu behaupten, als sein Gegner sie ihm zu ents-

reiffen. Die Lage und Umgebung des Dorfes war für ihn sehr günstig, indem es sich gegen Westen an Sümpfe, Gehölze und an die Pleiße anlehnt, und hier gute Stützpunkte hat. Seine Tirailleurs, welche diese Gegend stark besetzt hielten, konnten von ihrem Standpunkte das Vordringen und Umgehen in der rechten Flanke wirksam verhindern. Das Tirailleur- und Peloton-Feuer krachte dort am heftigsten. Der österreichische General Graf Meerveldt stand mit einem schwachen Beobachtungsposten hinter demselben. Er wurde angegriffen und leistete den tapfersten Widerstand. Er verlor sein Pferd, wurde selbst verwundet, und fiel in feindliche Gefangenschaft. Wahrscheinlich war es dieser Feldherr, den man französischer Seits so schnell zu dem Range eines österreichischen Erzherzogs erhoben hatte. Die Pohlen litten ungeheuer, und mehrere ihrer Officiere versicherten, daß sie auf der heißen Stelle mehr als 3000 Mann verloren hätten. Von der Stadt konnte man jene Gegend, da sie ihr am nächsten liegt, am deutlichsten übersehen. Beyde Theile hatten eine zahllose Menge Geschütz ins Feuer gebracht. Die Wirkung des österreichischen, welches zum Theil auf Anhöhen placirt war, war vorzüglich verheerend gewesen. Die Cavallerie machte häufige Angriffe, immer schien aber die Stels

lung im Ganzen dieselbe zu bleiben. Wolkwitz und Holzhausen wurden an diesem Tage endlich von den Verbündeten mit Sturm genommen und behauptet, und so hatten die Franzosen zwey wichtige, vor der Armee liegende Deckpunkte verloren. Gegen Abend gelang es den Allirten, auch in das Dorf Lindenau einzuringen, und der Feind benutzte die rückwärts mit Wasser durchschnittenen Wiesen, sie durch seine leichten Truppen zu besetzen und dem fernern Vordringen derselben einen Damm zu setzen. Sie drangen wieder ins Dorf ein und warfen ihre Gegner heraus. Man beschloß sich nun wieder heftig hinter demselben, und das Geschütz der Verbündeten ließ sich, ohne seine Stelle zu verändern, ununterbrochen von Kleinzschocher her hören. Im Dorfe Lindenau brach nur auf einer Stelle Feuer aus, welches bey der Nähe der Kanonen sehr zu verwundern war.

Am heftigsten wuroe des Nachmittags auf der Nordseite gekämpft. Dort wurde *Mar mont* hart geängstigt und nach *Möckern* zurück geworfen. Dort packten ihn *Blücher*, *York* und *Langeron* so kräftig, daß er sich hinter *Eutritzsch* und *Wiederitzsch* in östlicher Richtung nach *Schönfeld* an den kleinen *Parthafluß* ziehen mußte. So kam das Kanonenfeuer, welches den ganzen Nachmit-

tag fürchterlich brüllte, der Stadt immer näher, und man konnte das Vorrücken der combinirten Armeen deutlich sehen. Russische Tirailleurs drängen durch das Rosenthal bis an das äußerste Stadttbor vor, und gingen erst dann zurück, als man einen Kartätschenhagel aus dem Löhrschen Garten auf sie schickte.

Da der Kaiser Napoleon die Wichtigkeit des Postens bey Lindenau kannte und die starke Kanonade von dort her vernahm, begab er sich nebst dem Marschall Ney eiligst in jene Gegend, um sich von der Lage der Dinge zu unterrichten. Er kam bis ungefähr an den sogenannten Ruhthurm, auf der Hälfte des Weges, und kehrte zeitig wieder um, schickte aber sogleich Verstärkung an Geschütz und Cavallerie dahin. — Um die ganze Stadt war nun kein Punct in dem weiten Umkreise, wo nicht wüthend gefochten wurde. Auf den unübersehbaren Schlachtlinien lagen dicke Dampfwolken, und in das unausgesetzte Donnerrollen des Geschüzes krachten in jedem Augenblicke Tausende von Flintenschüssen. Die Infanterie war im hitzigsten Handgemenge. Aus der Stadt konnte man dieses besonders nach Schönfeld hin sehr deutlich wahrnehmen. — Alles dieses war hinreichend, uns vollkommen zu überzeugen, wie unverantwortlich man den König von

Sachsen und uns mit der voreiligen Siegesnachricht hintergangen hatte.

Zu derselben Zeit, da der Feldmarschall Blücher dem Marschall Marmont überall Schach both, drang auch der Kronprinz von Schweden mit seinem tapfern Heere von Laucha her nach Schönfeld vor, und war bereits bis Paunsdorf gekommen. Die Franzosen leisteten den verzweifeltsten Widerstand, weil sie nur zu gut wußten, daß der Gewinn der Schlacht von den zwey Hauptpuncten, Schönfeld und Konnewitz, abhing. Man suchte daher die Anstrengungen des Feindes, sich ihrer zu bemächtigern, so lange als möglich zu vereiteln. Blücher war an diesem Tage diesem Ziele sehr nahe gekommen, und stand dicht an der Parthe, die hinter dem Dorfe von Osten nach Westen fließt. Dieses Wasser ist an und für sich sehr unbedeutend. Aber die Ebene, die es durchschneidet, ist sumpfig und hier und da mit Weiden und Gestrüpp bewachsen. Die Brücke an der Mühle hatte man vernichtet, und so war es den Truppen, welche das Dorf von der nördlichen Seite angreifen wollten, wenigstens in Hinsicht der Cavallerie und Artillerie fast unmöglich, in dasselbe zu kommen. Das Dorf wurde daher mit Granaten und englischen Brandraketen, die eine brittische Batterie mit sich führte, be-

schossen. Es gerieth schon diesen Tag in Flammen, und wurde späterhin völlig in Asche gelegt. — Die heutige Schlacht endigte sich, was das Kanonenfeuer betrifft, Abends nach 6 Uhr, das kleine Gewehrfeuer wüthete bis tief in die Nacht fort. Viele tausend Wachfeuer erleuchteten die finstere Nacht, in mehr als zehn Dörfern gingen große Feuersbrünste auf. Die Einwohner waren schon längst geflüchtet, was nicht von den Franzosen geplündert war, wurde nun noch ein Raub der Flammen.

In der Stadt sah es sehr traurig aus. Tausende hatte der Tod heute auf dem Schlachtfelde weggerafft, Tausende lagen verwundet und hilflos noch dort auf dem kalten Boden, aber der bey weiten größte Theil suchte Zuflucht in der Stadt. Alle Straßen waren mit solchen Unglücklichen angefüllt, die sich mühsam herein geschleppt hatten, oder getragen worden waren. Sie suchten Spitäler, und konnten nicht aufgenommen werden; sie wollten verbunden seyn und fanden keine Ärzte; sie suchten Brod, und es war keines vorhanden, da die Stadt schon viele Tage lang mit der übrigen Welt in keiner Verbindung gestanden hatte. Man hatte französischer Seits gar keine, oder so schlechte Anstalten in der Stadt für diese Verkrüppelten getroffen, daß man nicht einmahl für ein armseliges Stroßla-

ger, ja nur für ein Obdach gesorgt hatte. Eine große Menge starb daher schon in der ersten Nacht vor Hunger, Kälte und Verblutung unter freyem Himmel. Noch am 4ten Tage sah man eine große Anzahl dieser Leidenden, die in irgend einen Winkel gekrochen waren, ohne daß ihnen Hülfe zu Theil ward, und die selbst den Tod als eine Wohlthat vergebens erwarteten.

Die am 16. gelieferte Schlacht zeichnete sich von den gewöhnlichen sehr aus. Man konnte sie eine Schlacht von Schlachten nennen, indem sie aus mehrern großen Hauptgefechten bestand, welche zum Theil in Hinsicht des Terrains in keiner Verbindung standen. So muß die Affaire bey Lindenau, bey M ö c k e r n, bey P r o b s t h a i d a und K o n n e r w i t z, als ein für sich bestehendes Ganze betrachtet werden, weil die dort kämpfenden Massen von den übrigen getrennt handelten, obgleich in dem Plane der Verbündeten durchaus Einheit herrschte, der alle die isolirten Gefechte auf den einzigen Zweck berechnet hatte, das ganze französische Heer nach und nach an die Stadt zu drängen, ihren Rückzug von allen Seiten zu erschweren, und alles vorzubereiten, sie zu vernichten.

Der 17., wo man allgemein den letzten Schlag erwartete, verging wider alle Erwartung — eine

vorübergehende Kanonade von Gohlis her abgerechnet, ziemlich ruhig. Man sagte, daß der französische Oberfeldherr ihn zu Unterhandlungen angewendet habe. Das Mißliche seiner Lage mußte ihn, da ihm seine Gegner am vergangenen Tage so starke Proben gegeben hatten, was er von ihnen zu erwarten hatte, jetzt schon einleuchtend genug seyn. Wenn er also den Weg des Unterhandelns heute, dem sich zu schlagen vorgezogen hätte, so wäre das eben nichts Unglaubliches gewesen. Wie die Folge bewies, hielten es die Verbündeten für gerathener, da man einmahl so weit gekommen war, die Sache vollends durchs Schwert zu entscheiden.

Düster und trübe brach der 18. an. Ein dicker Nebel lag auf den kampfdürstenden Scharen. Vor sieben Jahren waren die Franzosen als Sieger an demselben Tage hier eingezogen, wie sehnlich wünschte Alt und Jung, daß er doch heute ihr Auszugstag auf immer werden möchte. Damahls verbreitete er Schmerz und Trauer, dieses Mahl Furcht und Schrecken überall. Vielleicht hatte der Stadt die Flamme aus den umliegenden Dörfern nur ihr baldiges eigenes Schicksal prophetisch verkündigen wollen. Dem ungeachtet war er auch zugleich ein Tag der Hoffnung, vielleicht lag hinter den Donnerwolken die Stunde der Befreyung auf immer.

Die Gegenwart des Königs von Sachsen war für Leipzigs Bewohner ein starker Trost, weil man französischer Seits die Stadt wenigstens um seinetwillen schonen mußte. — Diesem schien indessen nicht so zu seyn, man hatte schon früher fast alle Thore mit Pallisaden versehen, von den äußersten waren nur zwey für den Zugang offen geblieben. Da die weitläufigen Vorstädte sich größten Theils in Gärten endigen, von denen sie umschlossen sind, so sind diese fast gar nicht zu vertheidigen, weil Lehmwände, Planken und Zäune nicht zu Bollwerken zu brauchen sind. Was wissen indessen Franzosen nicht zu benutzen? Man machte überall Schießscharten und füllte jeden Punct mit leichten Truppen, und hier und da auch mit Geschütz aus. In der innern Stadt begnügte man sich, Schießlöcher in die starken hölzernen Stadtthore zu sägen. Aus allen diesen Umständen konnte man schließen, daß man die Stadt im Nothfalle wirklich zu vertheidigen Willens sey.

Die Schlachtordnung hatte sich seit dem 16. so weit verändert, daß die französische Armee einen Halbzirkel von Ostnord nach Osten, und von da bis nach Südwest bildete, dessen convexe Seite gegen die feindlichen Linien gekehrt, und dessen Enden sich an die Pleiße und Partha rückwärts gebogen stützten. Durch die Schlacht am 16. war die

Marmontische Armee bis an die Partha zurück geworfen, und das Blücher- und Yorkische Heer stand also gewisser Massen dem großen französischen in der linken Flanke. Ihr gegen über hatte sich der Kronprinz von Schweden von Laucha und Abnaundorf her aufgestellt. Wie sich der Plan in der Folge entwickelte, waren diese großen Massen der Verbündeten einstweilen bestimmt, den Feind fest zu halten, und sich erst alsdann auf ihn zu werfen, wenn der Zeitpunkt gekommen seyn würde, wo die Wegnahme des Dorfes Schönfeld die Schlacht entscheiden mußte. Diese Stellung verhinderte den französischen Oberfeldherrn, nicht allein von hier Verstärkung in sein Centrum zu ziehen, welches von allen Seiten gedrängt wurde, und wo er persönlich commandirte, sondern nöthigte ihn noch oben drein, darauf zu denken, im Nothfall seinen linken Flügel unterstützen zu können. — Dieß geschah in der Folge nicht, man hatte im Gegentheil einige Divisionen von der Marmontischen Armee weggezogen, und dieses hatte auf den Gang der Schlacht einen wesentlichen Einfluß.

Der Kanonendonner begann schon mit dem frühesten Morgen und wüthete gegen 9 Uhr von Konnewitz bis in die Gegend von Probsthaida un-

unterbrochen, daß die Erde weit und breit bebte. Die Franzosen hatten schon am 16. mehrere wichtige Punkte verloren, so daß sie sich schon in einen engeren Zirkel hatten zusammen ziehen müssen, der zum Theil nahe nach der Stadt gedrängt war. Jetzt schlug man sich vorzüglich um Konnewitz und Maisdorf, von den Landleuten die Ziegelscheune genannt. Napoleon bildete große Angriffs-Colonnen, und brachte endlich seine ganze Garde, 64 Bataillons ins Feuer. Er verlor aber immer mehr Terrain, alle Versuche die feindlichen Massen zu durchbrechen, scheiterten. Die ungeheuern Heere der Combinirten konnten nirgends mehr getrennt werden, sondern handelten überall nach einem gemeinschaftlichen Plane, da ihre Verbindung auf allen Seiten gesichert war. Sie hatten durch die Ankunft von 40,000 Mann unter dem General Bennigsen von Grimma her eine neue Reserve erhalten. Auf der West- und Nordseite der Stadt, wo vorgestern der Graf Giulay und Blücher gefochten hatte, blieb es heute ruhig. Die Arbeit war dort gethan. Desto hitziger ging es gegen Süden und Osten zu. Nach 10 Uhr senkte sich der Nebel, und man konnte einen großen Theil des Schlachtfeldes mit dem Fernrohr übersehen. Konnewitz wurde während angegriffen und vertheidigt. Aus dem

französischen Kanonenfeuer konnte man deutlich sehen, daß die auf der Straße nach Borna rückwärts liegenden Dörfer Dehliß, Lösnig u. s. w. in der Gewalt der Verbündeten seyn mußten, weil ihr ganzes Geschütz in einer langen Linie, die sich an Konnewitz anlehnte, und von Westen nach Osten ausdehnte, arbeitete. Die in der Stadt befindlichen Franzosen singen nun an, Kleinmüthiger zu werden, als man ihnen jemahls zugetrauet hatte. Die Verwundeten vermehrten sich mit jedem Augenblick, sie blieben hülflos auf den Straßen liegen. Mehrere Sachsen, die vom Schlachtfelde kamen, versicherten schon Mittags, daß die Schlacht so gut als verloren sey, indem die französische Armee immer weiter zurück ginge. Indessen waren noch viele Hauptpuncte zu nehmen. — Ein sehr ungünstiger Umstand ereignete sich Nachmittags für die Franzosen, als das Reyniersche Corps, — größten Theils Sachsen, von Taucha gegen den heiteren Blick vorrücken mußte. Lange schon kochte der Groll über alles Elend, das die Franzosen über ihr sächsisches Vaterland gebracht hatten, in der Brust dieser braven Truppen. — Die Stunde — wo sie endlich aus den so gehaftten Reichen der Weltwüster heraus treten konnten, — war gekommen. Ein Theil ihrer Kameraden war schon früher zu den

Verbündeten übergegangen. Sie beschloffen es heute zu thun. Von einem Geiste ergriffen, marschirten sie zum Schrecken ihrer Bundesgenossen in geschlossenen Gliedern mit ihrem ganzen Geschütz — 26 Kanonen, zum Feinde über, der sie mit unbeschreiblichem Jubel empfing. — Vergebens hatte man sie aufhalten wollen, — französische Cavallerie, welche ihnen nachsetzte, — wurde mit Flintenfeuer zurück gejagt, — das Geschütz, welches ihnen einen Kartätschenhagel nachschickte, war im Nu demontirt. Mehrere französische Bataillone, welche in der sächsischen Linie standen, und das Vorhaben ihrer Waffengenossen nicht ahneten, waren mit fortgerissen worden, und wunderten sich gewaltig, als sie sich so unvermuthet gefangen sahen. — Das Geschütz nahm späterhin am Kampfe Antheil, und bewies den Franzosen, daß es sein Handwerk gut verstände, und gar nicht Willens sey, es bey seinen neuen Bundesgenossen zu vergessen.

Der Angriff auf das Dorf Schönfeld von Taucha her, war eine nicht leichte Aufgabe für die Verbündeten, weil der Feind in den dortigen zahlreichen massiven Gebäuden, welche hiesigen Kaufleuten gehören, unter die schönsten Landgebäude gerechnet werden konnten, und zum Theil Pallästen glichen, für seine Infanterie fast unangreifbare

Schanzen fand. Das Gefecht bey Schönfeld war daher äußerst mörderisch.

Die Seite des Dorfes, welche sich an der Partha hinzieht, wäre eigentlich die schwächste gewesen, weil die Gebäude dort einzelner und leichter gebaut sind. Eine Brücke an der Mühle hätte einen bequemen Übergang gewährt, aber diese war vernichtet, die Gegend diesseits und jenseits des Flüsschens kaum für einzelne Fußgänger zu durchwaten. Die feindliche Infanterie schien daher in dem Dorfe gewissermaßen in einer Festung zu seyn. Sie konnte durchaus darin nicht geduldet werden. Es wurden Granaten und Brandraketen von einer englischen Batterie hineingeworfen, und jene Bollwerke zum Theil zerstört. Der Feind muß die Wichtigkeit dieses Postens eingesehen haben, er vertheidigte ihn daher fortwährend mit der möglichsten Anstrengung. Er scheint es für unmöglich gehalten zu haben, daß von der Seite der Partha her der Feind eindringen könnte, wenigstens lehrte der Augenschein, daß man den nach Norden liegenden Theil des Dorfes am schwächsten mußte besetzt haben. Um den Angriff der Schweden, welche bereits Paunsdorf genommen hatten, und jetzt Schönfeld stürmen wollten, zu erleichtern, wurden von der Armee des Feldmarschall Blücher einige tausend Mann leichte

Infanterie detaschirt, das Dorf in der nördlichen Flanke anzugreifen, die preussischen Freywilligen und ihre Landwehr stürzte sich mit unglaublichem Muthe dorthin, und vertrieb die französischen Cirailleurs, welche den Paß vertheidigten. Um so schnell als möglich über die Partha zu kommen, wurden dicht unter der Mühle einige Baumstämme über den Fluß geworfen, die jedoch das gegenseitige Ufer nicht erreichten. Man kletterte indessen auf dieser halzbrechenden Brücke soweit sie reichte, und half sich durch einige Bretter die man da auflegte, wo sich die Stämme ins Wasser zu neigen anfingen. Mit reissender Schnelligkeit waren jene leichten Truppen über das Wasser, ja selbst Kosaken wagten mit ihren Pferden den gefährlichen Übergang. Dieser Angriff entschied. Jetzt gaben die massiven Mauern der brennenden Häuser keine Schutzwehr mehr. Die Schweden drängten von Abtnaundorf her, die unerschrockenen Preußen von der Mühle herauf ins brennende Dorf. Es wurde mit dem Eintritt der Finsterniß erobert und behauptet.

Während dieses auf dem linken Flügel der französischen Armee vorging, wurde im Centrum und auf dem rechten Flügel wüthend gefochten. Probsthaida und Stötteritz waren bereits mit Sturm erobert, aber wieder verloren, das ganze Heer

fast zwischen den sogenannten Straßenhäusern, den Kohlgärten und Schönfeld nahe nach der Stadt zusammen gedrängt. Die Verbündeten hatten ihr großes Tagewerk vollbracht, und die Schlacht complett gewonnen. Dieses sah der französische Oberfeldherr ein, und dachte nur noch auf die Rettung der Trümmer seines Heeres. Er suchte den Feind so viel als möglich glauben zu machen, daß er mit Tagesanbruch den Kampf erneuern werde. Dieser sah aber die Lage der Dinge zu gut ein, und dachte nur auf Mittel, ihm seinen Rückzug so verderblich als möglich zu machen. Schon hatte in der französischen Armee alle Ordnung aufgehört, Oesterreicher und Russen, welche von Wachau und Bösen her angegriffen hatten, bivouakirten in der Nacht fast mitten unter den französischen Massen. Die Blüchersche Armee, welche so wesentlich zum Gewinn der Schlacht beygetragen hatte, brach noch in der Nacht auf, und marschirte in die Gegend von Merseburg, um den Feind an der Saale zu empfangen, wohin er seine Richtung nehmen mußte. In Leipzig wimmelte es von Flüchtlingen und Blessirten. Wer nur einiger Maßen das Schlachtfeld hatte verlassen können, hatte hier eine Freystatt gesucht. Traurig war die Lage der Einwohner. Alles suchte Hülfe, niemand konnte helfen. Da

der Feind immer näher nach der Stadt vorgeedrungen war, so waren schon häufig Kanonenkugeln und Haubitzgranaten in die Häuser geflogen; mehrere Einwohner waren erschossen, oder stark beschädigt. Schon jetzt begann der Rückzug oder vielmehr die Flucht. Alles packte, lief, ritt und fuhr auf der Straße nach Erfurt fort. Mancher, dem es in Leipzig so gar wohlgegangen war, und der es so ungern verließ, eilte jetzt, da ihn sein böses Gewissen mahnte, aus dem Thore. Train- und Geschütscolonnen zogen die ganze Nacht zum Ransstädter Thore hinaus. An sie schlossen sich mehrere Truppencorps an. — In der Stadt hatten selbst die Franzosen, welche noch am Morgen aus einem hohen Tone gesprochen hatten, den Muth bis auf sehr wenige verloren. Diese verläugneten noch jetzt ihren leichtsinnigen Charakter nicht. Sie wußten sich kurzweg damit zu trösten, daß am folgenden Morgen 80,000 Mann Verstärkung ankommen würden. Fragte man sie, wo man sie denn hernehmen wollte, so halfen sie sich sehr geschwind damit, daß ja die große Armee bey weitem nicht zur Hälfte auf dem Schlachtfelde erschienen sey. Wie weit es indessen mit ihrem prahlerischen Vertrauen her seyn mochte, konnte man ungefähr daraus abnehmen, daß sie sich so ängstlich in bürgerliche Kleidung zu stecken

suchten. — Der König von Sachsen war standhaft in den Schreckenstagen hier geblieben. Seine Garderegimentäre, sächsische Kürassiere und polnische Gardelanziers dienten ihm als Schutzwache.

Die Nacht verging äußerst unruhig. Man erfuhr nichts vom Kaiser, er hat sie auf dem Dorfe in einem Bauernhause zugebracht. In der innern Stadt war der Rückzug kaum bemerkbar. Die Wachtfeuer um die ganze Gegend gaben eben so wenig einen sichern Maßstab für die Stellung der Armeen, als die hell aufblühenden Flammen aus den Dörfern. In der Vorstadt war es lebendiger, dort konnten die Einwohner schon deutlich sehen, daß die französische Armee total geschlagen, und im vollen Rückzuge sey. — Sie hatte diesen leider zu spät angetreten. Nur ein einziger schmahler Ausweg, nämlich durch die Kanstädter Vorstadt, und das äußerste Kanstädter Thor, welches durchaus nicht erweitert werden kann, da es von beyden Seiten an fließende Gewässer stößt, war ihr übrig. Die Zeit reichte nicht hin, das zahllose Geschütz, die Tausende von Wagen und die Menschenmassen, die man nach der Schlacht immer noch über 70,000 Mann anschlagen konnte, in so kurzer Zeit durchzubringen. Es waren Tage dazu nöthig, die man nicht übrig hatte.

Am 19. rückten alle Heeresmassen der Verbündeten vor. Die noch übrigen Dörfer, die der Feind während der Nacht besetzt hatte, wurden mit Sturm genommen. Jetzt ging auch Probsthayda und Stötteritz für ihn verloren. Die Schweden und Preußen drangen in die Kohlgärten von Sellahausen und Schönfeld her ein. Die combinirten Corps konnten sich, je enger sich der Zirkel ihrer Gegner an der Stadt schloß, überall die Hände biethen. Mehr als 100 Batterien standen ihnen zu Gebote. Die Franzosen kämpften nur noch für ihren Rückzug, den sie durch das letzte, ihnen noch übrige Bollwerk, — Leipzig, zu decken suchten. Napoleon selbst war in die Stadt zurückgegangen, und befand sich beym König von Sachsen, dem er sehr ernstlich zugeredet haben soll, ihm zu folgen. Nach einer halben Stunde verließ er ihn, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Er nahm seinen Weg nach dem inneren Kanstädter Thor zu. Er fand es durch das fliehende Fuhrwesen völlig gesperrt, und mußte umkehren. Er ritt durch die Fleischer-Kloster- und Burgstraße nach dem Petersthore, und ging um die Allee über den Kanstädter Steinweg zum äußersten Stadthore auf der Straße nach Lützen hinaus. Von der Nord-Ost- und Südseite strömten die zurückgeschlagenen Truppen mit ihren unendlichen Wagenzügen herein, und

eilten alle nach dem Hanstädter Thore. Jeder suchte nur fortzukommen, — alles war in der wildesten Flucht. Napoleon und seine Feldherren hatten auf eine unbegreifliche Weise für keine Nebenwege, auf denen man nach Lindenau kommen konnte, und welche durch Holzbrücken über die Canäle und Flüsse leicht zu bewerkstelligen waren, gesorgt. Es entstand daraus bald die fürchterlichste Unordnung. Wagen und Geschütz waren in einander gefahren, alles in der größten Verwirrung. Keiner wollte aus sehr wichtigen Gründen der letzte seyn. Besonders war man darauf bedacht, die zahllosen geraubten Viehherden wegzubringen. So sahe man in den Vorstädten ein militärisches Chaos, dessen Elemente durchaus nicht gesondert werden konnten.

So sehr man französischer Seits bemüht war, dem furchtbaren Feinde das Eindringen in die Stadt zu verwehren, so eifrig man ihn durch das Geschütz nach allen Landstraßen hin aufzuhalten suchte, und ihn aus jeder Lehmwand, Mauer und hinter jedem Zaun mit Gewehrfeuer empfing, so reichten doch alle diese Angstmittel nur für Augenblicke zu. Nichts konnte den eisernen Siegern mehr widerstehen. Sie drangen stürmend in alle Vorstädte ein, Pallisaden und spanische Reiter wurden nicht mehr geachtet, Planken und Wände durchbrochen und über-

stiegen, — sie fanden überall Wege durch die Gärten, und stürzten sich zum Schrecken der Fliehenden von allen Seiten durch die Straßen auf sie. Preussische pommerische Freywillige hatten die Grimmaische Vorstadt erstürmt. Das Kanonenfeuer hatte sie nicht aufhalten können. Man suchte das innere Thor zu vertheidigen. — Vergebens. Ein preussischer Officier fand den Weg um den Schneckenberg rechts in der Nähe desselben. Mit wenigen seiner Braven kam er von der Seite auf dasselbe, und bald war es geöffnet. Vom Peters- und Hallischen Thor drangen Oesterreicher und Russen ein. Die Franzosen setzten sich hier und da. In der Grimmaischen Vorstadt ging es besonders hart her. Bald ergriff Schrecken die fechtenden Franzosen. Die deutschen Truppen, welche die inneren Thore zu vertheidigen hatten, verließen diese, und stellten sich auf dem Markte auf, ohne einen Schuß zu thun. — Die sächsische Grenadiergarde, welche an der Wohnung des Königs aufmarschirt war, hatte das Gewehr bey dem Fuß, und schien den Sturm kaum zu bemerken,

Überall hörte man jetzt in der Stadt den Sturmmarsch, und das schaurige Horn der Verbündeten. Mancher ihrer Helden fiel, aber die schwere Blutarbeit war gethan, der Sieg glorreich

erkämpft. Was sich noch widersezte, wurde niedergestochen, oder mit dem Flintenkolben niedergeschlagen. Pferde und Menschen bedeckten alle freye Plätze und Straßen. Die Franzosen, ohne Hoffnung die zahllosen Wagen und Kanonen zu retten, schnitten jetzt in der größten Angst die Stränge los, um die Pferde zu retten. Nur ein geringer Theil war so glücklich zu entkommen, der bey weitem größere wurde erschlagen oder gefangen. Preußen, Russen, Österreicher und Schweden stürzten jetzt nach dem Kanstädter Steinwege, wo nichts mehr vor oder rückwärts konnte, da sich hier alle Colonnen gestopft hatten. Zwanzig Mann preussische Landwehr schossen einige Augenblicke in die dichten Massen, ohne daß es einer von den Franzosen, die sich auf mehrere Tausende beliefen, gewagt hätte, ihnen zu antworten. Sie wurden ungeduldig, und eilten im schnellsten Laufe in die dicksten Massen. Sie stachen während mit den Bajonets in sie hinein, und da es damit nicht rasch genug gehen wollte, kehrten sie die Gewehre um, und schlugen kurzweg alles todt, was ihnen in den Weg kam. Die halb oder ganz Verwundeten wurden schnell in den Mühlgraben geworfen, wo sich bald Menschen und Pferde so anhäufeten, daß der Fluß stockte. — Ein Theil der Flüchtigen hatten sich durch den Herrmannschen

Garten auf einem Seitenwege geflüchtet, und suchten auf einer eiligst übergeworfenen Brücke über die Elster an die Junkenburg zu kommen. Allein auch diese fanden größtentheils ihr Grab im Wasser oder unter den Schlägen ihrer Feinde, die ihnen auch hier rastlos auf dem Nacken saßen. Was sich noch auf dem Kanstädter Steinweg befand, wurde ohne Umstände gefangen, denn Napoleon hatte um seiner eigenen Sicherheit willen die steinerne Brücke, welche vom Kanstädter Thore nach Lindenau über die Elster führt, in die Luft sprengen lassen, und es scheint, als ob der arme Cappeur-Unterofficier, dem hier ein schwerer Fehler zur Last gelegt worden ist, nicht so eigenmächtig gehandelt hätte, als der französische Amtsbericht behauptet. — Der Fürst Poniatowsky wählte den Weg durch Herrmanns Garten, suchte durch die Elster zu schwimmen, und ertrank nebst seinem Pferde. Zwey tödtliche Wunden, die man an seinem Leichnam gefunden hat, bewiesen, daß die feindlichen Tirailleurs ihn bereits verfolgt hatten, und daß er wahrscheinlich in Gefangenschaft gerathen seyn würde, wenn er nicht sein Grab im Wasser gefunden hätte. Die russischen und preussischen Truppen hatten nun vom Rosenthal her die Stigänge von hinten durch die Gärten auf den Steinweg gefunden. Die Franzosen hatten

in der größten Eile die Brücken, welche über den Mühlgraben gebaut waren, und den dießseitigen und jenseitigen Theil der Straße in Verbindung setzten, weggerissen, um auf dem linken Ufer einen gesicherten Standpunct zu haben. Aber der Feind stürzte zu ihrem Entsetzen jetzt aus allen Häusern auf sie, und vollendete die Verwirrung und Niederlage. Alles warf die Gewehre weg, und wurde gefangen. Wer dieses nicht that, wurde niedergeschlagen. Ein preussischer Jäger schoß auf einen General, und fehlte ihn. Er ging sogleich, ohne zu laden, mit der umgekehrten Büchse auf ihn los. Der General hatte Säbel und Pistolen, und konnte den Verwegenen leicht niederstrecken, — aber auch dieser Mann hatte alle Besinnung verloren, er stieg eilig vom Pferde, und übergab es und sich selbst dem Jäger. Dieser verlangte bloß Uhr und Börse, — ich habe keine Zeit, sondern muß vorwärts, — sagte er, — reiten sie nur ruhig in die Stadt, meine Kameraden werden ihnen nichts thun, sie werden darin unsere Generalität finden.

Am hitzigsten wurde in einem Theile der Gärten noch gefochten, wo sich die Franzosen zum Theil verzweifelt wehrten, oder Wege zum Entkommen suchten. Der Löhrrsche, Herrmannsche, Reichelsche und Groß-Woselsche sa-

hen sich fast gar nicht mehr ähnlich. Überall stieß man darin auf Aser von Pferden, Menschen und sterbende Verstümmelte. — Da die Stadt mit Sturm genommen werden mußte, so fielen, da die Franzosen überall durch Geschütz ihre Feinde noch aufzuhalten suchten, unaufhörlich Granaten und Kugeln in die innere und in die Vorstadt, welche selbst die Wohnung des Königs von Sachsen nicht verschonten. Bang und ängstlich hatten die Einwohner dieser Angstkunde entgegen gesehen, welche ihren Wohnungen, ihrer Habz, und selbst ihrem Leben Vernichtung drohete. Auf der Nordseite, nämlich im Brühl, hatte es bereits in mehreren Häusern gezündet, und einige Hintergebäude wurden in Asche gelegt. Mehrere Einwohner hatten bereits das Leben verloren, und noch immer wurde die Stadt vertheidiget und beschossen. Die verwundeten Monarchen hatten, wie man hinterher erfuhr, nur wenig Geschütz in Thätigkeit setzen lassen, um eine schöne Stadt so viel als nur immer möglich, zu schonen. Der Sturm geschah vorzüglich durch ihre brave Infanterie. Nachmittags um 1 Uhr war endlich die schwere Arbeit geendiget, und kein bewaffneter Franzose mehr in der Stadt. Alle deutsche Truppen, welche zum Theil die inneren Thore und die Gärten hatten vertheidigen sollen,

hatten sogleich ihre Posten verlassen, und sich auf dem Markte bey der sächsischen Grenadiergarde aufgestellt. Endlich konnte man nun wieder frey Athem hohlen.

Um 2 Uhr des Nachmittags hielten die sämtlichen verbündeten Monarchen ihren Einzug unter unglaublichem Jubel aller Einwohner zu Pferde. Sie bedurften des Glanzes langer Züge von Gar den nicht, sie kamen in schlichten Officiersuniformen, aber schöner als aller militärischer Pomp strahlten die Sterne der ersten Größe, ein Fürst Schwarzberg, Barclay de Tolly, Blücher, Bülow u. s. w. mit allen den Helden, welche den großen Sieg so rühmlich erkämpft hatten, in ihrem Gefolge. Sie waren bloß von ihren Suiten und Ordonnanzen umgeben, die sie auf dem Schlachtfelde um sich gehabt hatten. Sächsische Cavallerie paradirte mitten unter den Reitern, gegen die sie noch gestern hatten fechten müssen. Alexander, Franz, Friedrich Wilhelm und Carl Johann, zogen unter tausend Segenswünschen ein. Alle Fenster waren mit unzähligen Zuschauern angefüllt, und aus allen weheten weiße Lücher. Die siegreichen Truppen erwiderten die lauten Grüße, mit einem tausendfachen Hurrah und Vivat! — Sie hatte geschlagen, die Stunde

der Erlösung. Man vergaß alle Drangsale, die man so lange getragen hatte, und wendete seinen Blick nur auf die bessere Zukunft.

Durch die schreckliche Lage, in welche die Stadt dadurch gekommen war, daß sie eine Zeitlang gewissermaßen belagert, wenigstens von allen Seiten eingeschlossen war, mußte bald an Allem der bitterste Mangel entstehen. Brot, Branntwein, Fleisch, Bier, Butter, Mehl, selbst Salz, gingen schon in den größten Haushaltungen an selten zu werden, und in den kleinen ganz zu fehlen. Die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse waren daher fast nirgends, oder doch nur zu ungeheueren Preisen zu haben. Es war ein Glück, daß die Sieger eben so genügsam und gutmüthig waren, als sie dem Feinde sich furchtbar gemacht hatten. Sie wußten es wohl, wie gern man sie mit einem guten Mahle bewirthet hätte. Sie waren hungerig und durstig, aber sie nahmen mit dem Vorlieb, was man ihnen geben konnte. Sie hielten in der Stadt durchaus die strengste Mannszucht. In der Vorstadt ging es hier und da bunt her. Man hatte in jedem Winkel fechten müssen, und konnte nicht gleich die Ordnung herstellen. Man drang daher in mehrere Häuser ein, und die Bewohner litten bey dieser Gelegenheit große Verluste. Wenn man indessen das ge-

wöhnliche Schicksal einer mit Sturm eroberten Stadt bedenkt, und was die Franzosen gethan haben würden, wenn sie, wie die Verbündeten, unter den nämlichen Umständen, als siegende Feinde hereingekommen wären, so muß sich Leipzig im Ganzen sehr glücklich preisen.

Der Feind hatte schon auf dem Schlachtfelde eine ungeheure Menge Wagen und Kanonen verloren, er hatte mehrere der letzteren vergraben und versenkt. In der Stadt mußte, da die einzige Brücke, welche für den Train gangbar war, gesprengt war, alles, was nicht die Chaussee von Lindenau erreicht hatte, im Stiche gelassen werden. Fast 1000 Wagen, und weit über 100 Kanonen fielen daher den Combinirten in der Stadt in die Hände. Sie stürmten den Fliehenden rastlos nach, und verfolgten sie bis hinter Lindenau. Zwischen der Stadt und diesem Dorfe machten sie noch ungeheure Beute, und nahmen besonders den größten Theil der geraubten Viehheerden weg. — Schon nach einer Stunde konnte jeder ungestört überall herum gehen. Die ganze Stadt war ein Leichenfeld, überall stieß man auf Leichname, die zum Theil schon ausgekleidet waren, und auf Verwundete. In der Grimmaischen Vorstadt war, so wie in der Ranstädter, am wüthendsten gekämpft worden. In der Elster und dem

Mühlgraben hatten Tausende ihren Tod im Wasser gefunden und gewährten zwischen den ertrunkenen Pferden einen schauerhaften Anblick.

Der König hatte mitten in dem Mordgetümmel die Stadt nicht verlassen. Die Wache wurde wie zuvor von seinen Gardégrenadiereu versehen, und vor seiner Wohnung paradirte ein Bataillon russischer Grenadiere. Der Kaiser von Oesterreich eilte sogleich der vorrückenden Armee nach, die übrigen Monarchen blieben nebst dem Kronprinzen von Schweden hier. Am längsten hielt sich der König von Preußen mit seinem Kronprinzen hier auf. Beyde gingen nach Berlin, und der König von Sachsen folgte mit seiner Gemahlinn und Tochter unter einer starken Bedeckung von Kosaken eben dahin.

So endigte sich diese große und denkwürdige Schlacht. Selten war eine entscheidender. Die nächsten Resultate waren fast 300 erbeutete Kanonen, der größte Theil des unermesslichen französischen Armeetroffes, und mit Inbegriff der in den Spitälern zurück gebliebenen Kranken mehr als 40,000 Gefangene. — Das Schicksal der erstern war äußerst beklagenswerth. Es fehlte an Platz, sie unter zu bringen, an Ärzten, Heilmitteln, Lagerstellen, und selbst an den nothdürftigsten Lebens-

mitteln. Sie starben nicht mehr zu Hunderten, sondern zu Tausenden, so sehr sich es immer die Behörden der Verblündeten angelegen seyn ließen, ihnen Hülfe zu leisten. Die Franzosen hatten für gar nichts gesorgt, und die wenigen Hülfsmittel, welche man noch hätte vorfinden können, selbst vernichtet.

Der Rückzug der französischen Armee nach der Schlacht von Leipzig, ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Kriegsgeschichte. Er geschah unter den Augen eines Feldherrn, und wurde von ihm geleitet, den tausend Jungen als den ersten und größten Feldherrn aller Zeiten so lange gepriesen hatten. Schlechter wurde nie einer angeordnet, er schien entweder den Verlust der Schlacht für ganz unmöglich gehalten, oder es durchaus auf die Vernichtung seines Heeres abgesehen zu haben. Man schätzte die Trümmer der durch Leipzig retirirten Armee noch immer gegen 80,000 Mann, aber diese erlitten noch einen bedeutenden Verlust bei Lindenau, und man übertreibt es schwerlich, wenn man behauptet, daß Napoleon in der Schlacht bey Leipzig die Hälfte seines ungeheuern Heeres verloren hat, und daß er bis an den Rhein nichts Bedeutendes mehr würde unternehmen können. Die Schlacht von Leipzig war das Signal, daß ihn alle

seine noch übrigen Bundesgenossen verließen, und alles bis an den Rhein gegen ihn unter die Waffen trat. Der Rheinbund, diese fürchterliche Geißel Deutschlands, war mit einem Streich zerrissen, das Königreich Westphalen in sein Nichts versunken. Die Schlachten und Gefechte, welche er seit der Schlacht bey Leipzig täglich zu liefern gezwungen war, konnten bloß als Supplemente zu denselben angesehen werden. Weislich hatte er seine fürchtbare Vernichtung in Rußland in dem Innern Frankreichs zu verbergen gewußt, da er die wenig Übrigen in Deutschland zurück ließ, und ihren jämmerlichen Zustand den leichtsinnigen Franzosen durch tausend Künste sorgfältig verdeckte. — Leider konnte er sich dieser List nun nicht mehr bedienen. Deutschland hatte sein Heer verschlungen und die übrigen Reste über den Rhein hinüber ausgeworfen, um sie nie wieder in seinem Schooße zu dulden.

Deutschland ist durch die Schlacht bey Leipzig gerettet. Möge seine künftige Form seyn, welche sie wolle, so bürgen die schrecklichen Erfahrungen, die es seit länger als 20 Jahren gemacht, die Weisheit und Völkerliebe seiner Großen und Edeln dafür, daß Einigkeit und festes Zusammenhalten die starke Stütze seyn werden, die es gegen ähnliche Gräuelpiece auf immer schützen werden.

Noch wüthet der franzüßische Groll gegen Deutschland in einigen seiner Bollwerke. Die Vertheidigung der Festen wird indessen bloß dazu dienen, die Schmach der Franken zu vergrößern. Sie werden dort die letzten Denkmähler ihrer Zerstörungssucht hinterlassen, waffenlos in die Gefangenschaft getrieben werden, einst an Stöcken in ihre Heimath irren, und dort erzählen, wie thöricht sie handelten, daß sie es wagten, ihre kraftlosen Arme gegen ein großes, starkes Volk, das sie tief verachtet, auszustrecken.

